

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 107.

Berlin, Mittwoch den 5. September

1838.

### Schweden.

#### Stockholms erster Anblick.

Von F. Marmier.

Stockholm ist die schönste Stadt des Nordens, wenigstens der Lage nach. Man hat sie mit Neapel, mit Venedig, mit Konstantinopel verglichen; doch wer sie nicht mit eigenen Augen gesehen, wird aus diesen Vergleichen kein wahres Bild von dem eigenthümlichen Anblick dieser Stadt gewinnen. Wir waren früh Morgens auf einem eleganten Dampfboot von Norköping abgefahren, und nachdem wir lange durch Gruppen felsiger Inseln und Sandbänke hindurchgeschifft, kamen wir gegen Abend in einen Kanal, der die Ostsee mit dem Rålar-See verbindet; statt der dürren Hügel und Klippen, die unsere Augen vor einigen Stunden ermüdet, sahen wir jetzt nur große, grüne und fruchtbare Ebenen um uns, zum Theil mit Tannenwäldern bedeckt, und Landhäuser, deren Giebel über die Bäume hervorragten. Es war ein Juni-Sonntag. Die bunte, gepuhte Menge erwartete uns auf den Quais; die jungen Mädchen aus dem Volk, die Piger, jene Verwandten der Pariser Grisettes, standen auch da mit dem gewirkten Foulard auf dem Kopfe und dem engen Leibchen. Auch die guten Bürger, die Handwerker fehlten nicht, die Einen in ihrem Sonntagsstaat, wie die Pariser der Saint-Denis-Strasse, die Anderen in ihre Badmeljacke gekleidet. Unter ihnen erkannte man auch Dalekarische Bauern mit breitrandigem Hute, mit der langen Weste der Elsser Bauern, rothen Strümpfen und hohen Schuhen. Wie ich diese Masse Menschen am Ufer von fern erblickte, fächerte ich schon, unter ihnen die Avignonschen Lastträger zu treffen, die für den Reisenden wahre Plagen sind. Doch nur einige Commissionairs näherten sich uns mit mehr Bescheidenheit als Zuversicht, und die Menge ging sogleich aus einander, um uns durchzulassen.

Als wir das Boot verließen, kam weder ein Zoll-Beamter, unser Gepäck zu untersuchen, noch ein Polizei-Sergeant, der unsere Pässe verlangte. Nie erinnere ich mich, so leicht und heiter eine Stadt betreten zu haben; die Glocken läuteten in den Kirchen, die Menschen ergossen sich über die Straßen, die Kähne schwammen auf dem See, alle Gesichter blickten fröhlich und heiter, und in jeder Straße, die ich passirte, sah ich Häuser mit einladendem Aeußeren und der gastlichen Aufschrift: Rum för Resande (Zimmer für Reisende).

Am folgenden Tage überschritt ich die Brücken, um die steilen Abhänge des Mosebacke zu erklimmen. Dies ist ein Hügel im Süden der Stadt, mit armen Handwerkerwohnungen bedeckt und von schmutzigen, unregelmäßigen Straßen durchschnitten, nicht unähnlich den finsternen Quartieren der Croix-Rouge in Lyon. Dahin ist noch nie die Kutsche eines großen Herrn oder das schäumende Pferd des Garde-Offiziers hinaufgekommen. Zu diesen Häusern, von denen immer eines über dem anderen gebaut ist, kann man nur auf steinigem, glatten Fußsteigen oder auf hölzernen Treppen gelangen, vor zerlumpten Kindern vorüber, die wie Enten im Wasser wühlen, und alten Weibern, die, an ihrer Thür sitzend, Wolle kämmen. Doch ist man erst oben auf dem Gipfel des Hügel, so kommt man in einen großen Garten, wo das Volk trinkt und singt, wie in den öffentlichen Gärten Deutschlands. Auf dem Dach seines Hauses hat der Besitzer eine hölzerne Plattform mit einigen Bänken angebracht, von wo man ganz Stockholm übersehen kann.

Man denke sich eine große Stadt, auf der einen Seite vom Meer, auf der anderen von einem See bespült, durchschnitten von Kanälen, mit Gärten und Baumgruppen übersät und erbaut auf sieben Inseln, wie Rom auf seinen sieben Hügeln. In der Mitte sehen wir die alte Stadt, die frühere Citadelle des Landes, die Residenz der Könige, das Herz Schwedens, wie es die Chroniken des Mittelalters nennen, das Schloß, das, wie der Hradschin in Prag, sein Riesenhaupt über die übrigen Gebäude emporhebt; um sie herum liegen im Norden und Süden die beiden Vorstädte, die größer sind, als die Altstadt. Eine lange grüne Küste längs des Rålar-Sees auf der einen, auf der anderen Seite das Arsenal, der Hafen mit der Handels- und Kriegs-Flagge, der Park mit seinen Tannenbüschen und tausend Fußwegen, und von allen Seiten ein unbegrenzter Horizont, wo der Blick und die Phantasie durch nichts gehemmt ist, dies

ist das herrliche Panorama, welches Stockholm bietet, dies ist die Stadt, aus der einst Gustav Adolph kam, um der Held des dreißigjährigen Krieges zu werden, und Karl XII., um die Russen bei Narwa zu schlagen. Ein sonderbares Spiel der Natur ist es, daß diese Hauptstadt Schwedens, die so viel Ursache hat, auf ihre Könige stolz zu seyn, das Emblem der Königswürde in ihren Umrisen darstellt. Die Altstadt bildet den oberen Theil eines Diadems, die Vorstädte den herumliegenden Reif, und die Flächen des Meeres und des Sees lassen sich mit zwei silbernen Bändern vergleichen, die an jeder Seite anliegen.

Stockholms Geschichte, wie die Kopenhagens, geht nicht über das zwölfte Jahrhundert hinaus. Die Könige von Dänemark bewohnten Leire, die von Schweden Sigtuna. Die Söhne Odins, des Gründers beider Monarchien, hatten eine und dieselbe Wohnung, eine Burg neben einem Tempel. Die Werke des Heidenthums sind mit ihm selbst untergegangen. Man sucht Leire, und nicht einmal eine Ruine findet sich, welche die Spur desselben bezeichnet. Man sucht Sigtuna und sieht nichts als Gräber.

Auf dem Boden, den heute die ältesten Gebäude von Stockholm einnehmen, standen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung nur einige Fischerhütten. Es war ein armer, unbesuchter Landstrich, der durch eine tragische Begebenheit zuerst berühmt ward. Agne, der zwölfte Abkömmling aus dem Stamm der Ynglinger, hatte einen Zug nach Finnland unternommen, wo er mehrere Distrikte verheerte und Skialf, die Tochter eines von ihm getödteten Fürsten, mitnahm. Er landete an der Küste von Stockholm und wollte die, welche er arm und zur Waise gemacht, heirathen. Die Jungfrau widersezte sich nicht und empfing den Verlobungsring. Aber im Herzen war sie von Haß und Rache erfüllt. Am Hochzeitstage versammelte Agne seine Waffengefährten und feierte sein Glück durch so viel Weichhannen, daß er zuletzt kraftlos hinsiel. Skialf nahm eine lange Kette, die er am Halbe trug, und erhing ihn damit an einen Baum. Dann besfreite sie ihre gefangenen Landleute, zerschnitt die Schiffstau und kehrte nach Finnland zurück.

Der Schauplatz dieser Begebenheit trug noch lange nachher Agne's Namen. Die Schweden besuchten ihn aus Neugier: sie fanden ihn hübsch und bequem, und allmählig bedeckte sich die Küste mit Wohnungen. Im Jahre 1233 vergrößerte Birger Jarl diese werdende Stadt, gab ihr Vorrechte und schlug seine Residenz daselbst auf. Bald bekam sie, wie alle Städte des Mittelalters, ihre Mauern und ihre Citadelle. Von hier aus vertheidigte eine heldenmüthige Frau, Christine Gyllenstierna, die Witwe Sten Sture's, ihre Mitbürger gegen die Angriffe Christian's II., den Schweden nicht mehr als seinen König anerkennen wollte. Ihr Mann hatte in der Schlacht von Bogesund eine tödtliche Wunde empfangen. Seine Frau rächte ihn; die Bürgerschaft sammelte sich um sie und ließ dem König die Ehre, in Stockholm einzuziehen, theuer zu stehen kommen. Als sie endlich zu schwach war, um gegen eine zahlreiche Armee zu kämpfen, kapitulirte Christine mit den Waffen in der Hand und ließ sich für ihre sämtlichen Anhänger eine allgemeine Amnestie versprechen. Aber Christian II. brach sein Wort: er ließ Christine ins Gefängniß werfen und auf dem Ritterplatz ein Schaffot errichten, wo die edelsten Familien ihr Blut stießen sahen.

Diesen bösen Zeiten folgte die wohlthätige Regierung Gustav's I., der, durch Unglück frühzeitig in Geist und Charakter gereift, den Staat, die Kunst und Wissenschaft zu gleicher Höhe erhob. Er suchte zu gleicher Zeit, das Königreich durch weise Gesetze zu befestigen, während er dahin strebte, in die Universitäts Upsala mehr Leben und Bewegung zu bringen, und Stockholm verschönerte. Er war es, der den Einwohnern gebot, die hölzernen Häuser am Ufer des Rålar niederzureißen und an deren Stelle steinerne Gebäude aufzuführen. Damals ging die Stadt Stockholm nicht über die Grenzen der heutigen Altstadt hinaus. Die ganze Küste, die gegenwärtig von der großen südlichen Vorstadt besetzt ist, zeigte früher nur einige zerstreute Wohnungen. Der Branklebers war nur ein wüster Hügel, und wo heute die Sankt-Klarafirche mitten aus einem Neg großer und schöner Straßen hervorragt, sah man damals nur ein einsames Kloster. — Nach und nach verbreitete sich die Bevölkerung, welcher der frühere Raum bald zu eng ward, nach Norden und Süden. Der Berg und die Ebene wurden besetzt, und der ursprüngliche Kern der Schwedischen Hauptstadt ward von zwei Vorstädten

amringt, die zwei großen Städten gleichen. Die Altstadt hat ihren alterthümlichen Charakter beibehalten. Sie ist unregelmäßig gebaut, von krummen Straßen und finsternen Gäßchen durchschnitten und bewohnt von Bürgern, Handwerkern und Kaufleuten. Die südliche Vorstadt sieht nicht eben so alt aus; aber sie hat weder regelmäßige Umrisse, noch besser gebaute Häuser. Der schönste und freundlichste Theil der Stadt ist die nördliche Vorstadt. Hier sind die Straßen breit und gerade, die großen Plätze viereckig gestaltet, die Gebäude nach dem neueren Geschmack erbaut; hier sind die eleganten Wohnungen der hohen Beamten und der Aristokratie, das Palais des Prinzen Karl, das Theater, die bronzene Statue Gustav Adolph's und Karl's XIII., die Akademie und das Observatorium.

Uebrigens verschwindet hier das Werk der Künstler vor dem der Natur. Stockholms wahre Schönheit besteht in seiner Lage. Diese muß man im Ganzen und Großen betrachten, dann bietet sie die herrlichsten Ansichten. Aber wenn man jeden Stadtheil für sich untersucht, so findet die Archäologie nur wenig Denkmäler, die das Studium verlohnen. Die Häuser aus den Zeiten Birger Jarl's sind verschwunden, die Citadelle der Christine Gyllenstierna ist zerstört. Die Straßen der Altstadt haben nicht mehr den Zauber des Alterthums, und die freundliche Nettigkeit der Jugend vermissen wir in den neuen Quartieren.

Mitten unter diesen einförmigen Gebäuden steht ein Werk da, dessen großartige, edle Proportionen den Reisenden in Erstaunen setzen. Dies ist das Palais, dessen Plan der Graf von Tessin am Ende des 17ten Jahrhunderts entwarf und das Karl XI. mit den ansehnlichen Schätzen, die er durch ein Sparamkeit's-Gezetz gesammelt, in sieben Jahren erbauen ließ. Er starb den 5. April 1697, und den 5. Mai war das Schloß ein Aschenhaufen; der Hof flüchtete sich in das Haus des Grafen Wrangel.

Der junge Graf von Tessin, welcher von dem Talent seines Vaters geerbt hatte, entwarf jetzt einen neuen Plan, nach größerem Maßstabe noch als der erste, und leitete selbst die Bau-Arbeiten. Doch Karl XII. war damals König von Schweden, den seine Kriege mehr beschäftigten, als seine Schlösser. Er brauchte Menschen und Geld und kümmerte sich gewiß nur wenig um die Vollendung seines Palastes in Stockholm, wenn er nur sein Zelt in Rußland aufschlagen konnte. Tessin's Werk ward mehrere Male aufgegeben und wieder angefangen, und erst nach zwanzig Jahren vollendete er es.

Dieses Schloß, eines der merkwürdigsten in Europa, hat die viereckige Form und den inneren Umkreis des Louvre ohne die Kolonnaden und Karyatiden. Es ist auf einer Höhe erbaut, welche die Stadt beherrscht. Von Norden her gelangt man dazu auf zwei breiten Wegen, die von einer Terrasse beherrscht werden, welche die schönste Aussicht über die Brücke und die Vorstädte gewährt. Die Front, die nach dem Meere zu geht, hat einen Garten unter sich und ist durch eine steinerne Balustrade geschlossen. Die Säle sind hoch, geräumig, geschmackvoll decorirt, mit Draperien, Vergoldungen und Gemälden geschmückt. Der König bewohnt einen Flügel des Schloßes, der Kronprinz einen anderen. In den übrigen Zimmern befinden sich das Cabinet des Auswärtigen, die Archive des Landes, das Museum, die Privat-Bibliothek des Königs und die öffentliche, von der ich Gelegenheit haben werde, ein anderes Mal zu sprechen.

Stockholms Kirchen zeichnen sich weder durch ihre Geschichte, noch durch ihren Bau aus; nur die von Riddarholm verdient beachtet zu werden. Hier sind die Könige von Schweden begraben. Diese düsteren Gewölbe haben nie etwas Anderes, als die klagende Melodie des Todtengesanges wiederholt, dieser Altar hat nur Leichenfeiern gesehen, diese Kerzen nur die schwarzen Draperien des Sarges beleuchtet. An den Wänden sieht man Wappenschilder von Rittern, die sich rühmen konnten, neben ihren Herren zu schlafen, und Stammbäume, die nach langer Blüthe auf der Oberwelt mit ihrem letzten Ast hier hinabgestiegen sind. Unter den Leichensteinen, bei denen wir verweilen, um bald eine Grabchrift zu lesen, bald die männliche Figur eines Kriegers zu betrachten, zeigte uns der Küster einen großen nackten Stein, der die Reste eines Landsmannes, des Franzosen Charles de Mornay, bedeckt. Er war aus der Familie jenes Duplessis-Mornay, welcher Heinrich's IV. Freund war und deren Name zu verschiedenen Epochen auf den schönsten Blättern unserer Geschichte zu finden ist. In seiner Jugend kam er nach Schweden und erwarb sich bald den Ruf großer Tapferkeit. Erich XIV. schenkte ihm sein Vertrauen, nahm ihn unter seine Lieblings-Offiziere auf und erhob ihn zum General. In dem Kriege zwischen Schweden und Dänemark kommandirte er einen Theil des Heeres und zeichnete sich öfter durch seine Kühnheit und seine glücklichen Unternehmungen aus. Als Johann III. seinen Bruder Erich XIV. entthronte, rief er Charles de Mornay zu sich und bekleidete ihn mit einem neuen Kommando. Mornay aber konnte den nicht vergessen, der sein erster Herr und Wohlthäter gewesen. Er wollte Erich aus dem Gefängniß befreien und wieder auf den Thron setzen; aber seine Verschwörung ward in dem Moment, wo sie zur Ausführung kommen sollte, entdeckt, und Mornay bezahlte seine Treue mit dem Kopfe. Er starb den 4. September 1571. Seine Gebeurthe gab ihm das Recht, in der Kapelle von Riddarholm zu ruhen, aber man begrub ihn wie einen Verbrecher, ohne Denkmal und Grabchrift. Erst die gerechtere Nachwelt hat ihm eine gegeben, und die Geschichte rühmt seine edlen Eigenschaften. Er war, sagt Knytel, stolz, tapfer und ausdauernd.

Stockholm hat, wie alle große Städte, sein aristokratisches Faubourg und seine Chaussee d'Antin. Die Beamten, der Adel

und die fremden Diplomaten bilden eine Gesellschaft für sich und eben so die Bürger und Kaufleute.

Der Schwedische Adel ist einer der ältesten und tapfersten in Europa. Karl XI. hat ihn arm gemacht, und die Revolution von 1772 hat ihn der Macht beraubt, so daß er jetzt nur wenig Vorrechte übrig hat, aber mit der Erinnerung seiner vergangenen Größe hat er ein Gefühl ererbter Würde in sich bewahrt. Es giebt hier Familien, die ihren Namen von den ersten historischen Dynastien der Könige von Schweden datiren, die der Loewenhaupt z. B., der Bonde, der Poste, der Stedingk. Mehrere von ihnen haben sowohl das Vermögen verloren als den Einfluß, den sie früher hatten. Aber sie waren so klug, sich nicht in die vornehme Leerheit aristokratischer Klagen zu vertieren. Sie leben heute wieder auf, indem sie sich der Bewegung der modernen Civilisation anschließen. Die jungen Adligen studiren auf den Universitäten von Lund und Upsala, die sie erst nach mehreren Prüfungen verlassen, worauf sie ins Ausland reisen und meist in die Armee oder in die Diplomatie eintreten. Wenn es wahr ist, was man gesagt hat, daß die Schweden die Franzosen des Nordens sind, so ist dieser Gedanke besonders auf diesen Theil der Gesellschaft anzuwenden, in dessen Denk- und Lebensweise noch heute die eleganten Manieren aus Gustav's III. Zeitalter sich wiederfinden. Jeder in dieser Gesellschaft spricht Französisch und beschäftigt sich mit unserer Literatur. Nichts schien mir im Auslande einem Pariser Salon ähnlicher, als der einer Adelsfamilie in Stockholm.

Man findet in Stockholm nur wenig literarisches Leben oder Gesellschaften, die einen wissenschaftlichen Zweck haben. In Lund und Upsala ist die Wissenschaft zu Hause, da führt sie das Scepter, während sie zu Stockholm nur in den akademischen Sitzungen und in den Vorlesungen einiger Professoren zur Geltung kommt. Die Welt sucht sie nicht auf, und sie bekümmert sich um die Welt nicht. Das einzige Haus, wo man an gewissen Tagen des Jahres einen Gelehrtenkreis zusammensindet, ist das des Herrn Bergzelius. Die Hauptstadt von Preußen und die von Dänemark haben in dieser Beziehung einen bedeutenden Vortheil vor Schweden voraus: in Berlin und Kopenhagen ist das wissenschaftliche und das Salon-Leben eins, die Männer der Universität mischen sich unter die Weltmänner; in Stockholm dagegen ist das Salon-Leben das vorherrschende, von dem alles Andere zurückgedrängt wird.

## Rußland.

### Sibiriens Licht- und Nacht-Seiten.

(Fortsetzung.)

Kolima gehört zu den sogenannten Städtchen, deren Aeußeres nichts weniger als anziehend ist: 20 bis 30 Häuser, auf flachem Ufer hier und dort vertheilt und ohne Höfe und Nebengebäude, weil von Hausthieren und Wirtschaft keine Rede ist; eine kleine hölzerne Kirche, ein hölzernes Magazin für Getraide und Salz, und hier oder dort Jurten — dies ist Alles. Fügt man hierzu noch zum Trocknen ausgehängte Fischneze, Stangen mit gedörrten Fischen, dann und wann einen Menschen, überall eine Menge Hunde, so hat man das ganze Gemälde vor sich. Aber auch in diesem von der Welt vergessenen Winkel leben Menschen; auch in ihnen bewegen sich Wünsche, ja sogar Leidenschaften. Je seltener dort Reisende ankommen — um so lieber sieht man sie, und hierin liegt der Grund, warum die Bewohner von Kolima im Ruf der Gastfreundschaft stehen, so wie ihre Jungfrauen im Rufe der Schönheit und Höflichkeit. Der Schlaf oder, besser gesagt, die Schlafsucht, muß in einem Lande, wo der ganze Winter eine Nacht ist, — nothwendiger Weise einen großen Theil der Zeit wegnehmen. Aus Oekonomie schläft man gewöhnlich am Tage, weil die Nacht durch das Nordlicht erhellt wird. Die weichen und warmen Federbetten verlassend, versammelt man sich um einen Theekessel (Samowar, wörtlich überfetzt, Selbstlöcher), diesem Idol der Bewohner Sibiriens, ist etwas dazu und klacht aus Langeweile über seine Nachbarn und ferne Bekannte. Während der Anwesenheit der Jakusischen Kaufleute lebt man nicht in Kolima, man schwelgt. Wie theuer auch die berausenden Getränke seyn mögen, getrunken wird dennoch scharf bei den Gastereien; darum werden auch, trotz des sehr vortheilhaften Tauschhandels, nur Wenige wohlhabend. Versammlungen des Abends, Gesänge und Schlittenfahrten nehmen die übrige Zeit hin, und bei diesen Lustparteen mit Hunden fällt es auch wohl bisweilen vor, daß die ganze fröhliche Gesellschaft mit Weibern und Schwärmern unwillkürlich in eine weiße Bären-Heze geräth. Die Hunde, große Feinde dieser Bären, die, vom Hunger gedrängt, sich den menschlichen Wohnungen nähern, um gesäuerete Fische zu erbeuten, stürzen, durch ihre Anzahl ermutigt, auf sie los, ohne auf die Stimmen ihrer Herren zu hören, umringen und zerren sie: man kann sich die Angst, das Geschrei und die Verwirrung der Promenirenden denken. Fast immer indessen nimmt die Jagd ein glückliches Ende, indem die Hunde den Bären in ihrem Geheiß wie in einem Netz fangen und ihn auf den Schnee hinstrecken, so daß den Männern nur übrig bleibt, mit den Stangen auf ihn loszubauen, die als Stützen der leichten, hin und her schwankenden, aus ledernen Riemen verfertigten, kleinen Schlitten dienen. Nachdem sich die verlorenen oder durch nächsten Mitglieder der Lustpartie wieder zusammengesunden, geht es wieder nach Hause zum Theekessel, zum Taback und zum Brantwein — drei Dinge — welche die Leidenschaften bis zu

einer ungläublichen Stufe steigern. Der Bürger von Kolima, wenn er auch kein Brod auf seinem Tische hat und sogar gedörrte Fische zum Thee verzehrt, ruiniert sich, um sich in Branntwein zu betrinken, obgleich dieser dort noch theurer als Mehl ist. \*) Eine Kolimasche Frau ist im Stande, ihre letzte Parfa \*\*) für etwas Thee und Zucker hinzugeben. Schnupftabacks-Dose oder Pfeife kommt nicht aus der Hand des Sibirjaken; die erstere indessen ist leider bei Russischen Männern und Frauen im Gebrauch, die letztere mehr bei den Eingeborenen. Jedoch nicht immer tragen die Polar-Moräste das Winterkleid. Wie ein Zugvogel erscheint der Sommer, und je kürzer um so schöner. Die Natur, die diesem Lande unfreundlicher Weise Getraide, Gemüse und Arbeits-Hausthiere versagt \*\*), statete es im Sommer mit großen Heerden von Zugvögeln aus, die von den Einwohnern zu Tausenden in Netzen gefangen und einer Menge Eier beraubt werden. Die Klaffe fällen sich mit schwachhaften Fischen in unbeschreiblicher Menge, und endlich liefern wilde Kennthiere reiche Vorräthe an Fleisch für den ganzen Jahresbedarf. Bei dieser Gelegenheit will ich erzählen, wie man sie fängt.

Sibirien hat einen Ueberfluß an verschiedenen Gattungen von Kennthieren. Auch giebt es dort Hirsche und Elenthiere, von welchen letzteren das Geweih bei den Chinesen sehr hoch geschätzt wird, und endlich die eigentlichen Sibirischen Kennthiere und zwar in größter Anzahl. Diejenigen dieser Kennthiere, die auf Bergen hausen, weiden im Winter in den Ebenen, und in der Sommerhitze flüchten sie sich auf ewig beschneite Berggipfel, um den Rücken und Bremsen zu entgehen. Diejenigen aber, die in Wäldern ihre Heimath haben, finden Kühlung weiter im Norden und suchen die Moräste auf, um zu ruhen und sich an ihrer Lieblingsnahrung, an Moos, zu erquickern. Die Bewohner von Kolima, denen die Zeit dieser Wanderungen bekannt ist, versammeln sich aus den umliegenden Klaffen in kleinen Böten von Birkenrinde, Wátka's genannt, an der Stelle des Kolima-Flusses, wo die Kennthiere überschwimmen, und erwarten im Graze versteckt oder in den Böten niedergeduckt ihre Beute. Bei Tages-Anbruch läßt sich das Geräusch einer herannahenden großen Heerde vernehmen. . . . sie kommt näher und näher; das als Führer dienende Kennthier eilt allein dem Flusse zu, sieht sich schüchtern um, spitzt die Ohren, schnaubt, athmet den Wind ein — Alles ist still und unbeweglich. Sieht es keine Gefahr, so kehrt es zur Heerde zurück: dies ist das Zeichen des Ueberganges. Munter springen die Thiere ins Wasser und schwimmen, das Geweih auf den Rücken gesenkt, stolz dem jenseitigen Ufer zu. So wie gegen 2000 Kennthiere sich im Flusse befinden, eilen mit entsetzlichem Geschrei die Jäger der Mitte zu, während ein Hinterhalt die zurückgebliebenen Thiere hindert, umzukehren, und Alle ins Wasser treibt. Hier beginnt der Kampf: schnell greifen die leichten Boote die Heerde an, schneiden sie von den Ufern ab und zwingen sie, gegen den Strom zu schwimmen. Die kühnsten Jäger mischen sich mitten unter die Kennthiere und bringen ihnen, rechts und links in der Nähe der Hinter-Schenkel — in Lunge oder Leber, mit kleinen Spießen Stiche bei. Die gedörrten Thiere reißt der Strom fort, und weiter unten befindliche Boote ziehen sie ans Ufer; die verwundeten schleppen sich bis zum Strande und fallen dort entkräftet hin. Bemerkenswert ist, daß die zuerst erbeuteten zu gleichen Theilen unter alle Jäger vertheilt werden, die späteren dagegen demjenigen gehören, der sie ersach und in Folge dieses Gebrauches giebt es Jäger, die ihre Stiche so geschickt abzumessen wissen, daß jedes Kennthier gerade da ans Ufer kommen muß, wo sie es hin haben wollen.

Inzwischen trägt der Strom die ganze Gruppe immer mehr abwärts, aber der Kampf währt unter Freudengeschrei und nicht allemal ohne Gefahr immer fort: ein einzelnes Thier, seinen unvermeidlichen Untergang vor sich sehend, legt sich auf die Seite und schlägt mit den Hinterfüßen so kräftig auf das ihn verfolgende Boot los, daß es umfällt. Manche Jäger fallen aus über großem Eifer ins Wasser, bis endlich Ermüdung der Jagd ein Ende macht, die sich dann wieder im Herbst bei der Rückkehr der Thiere erneuert. Ihr Gehirn und ihre Zungen werden in Kolima für die feinsten Leckerbissen und für das größte Traktament gehalten.

(Fortsetzung folgt.)

## Frankreich.

### Molière's Frau †).

Molière, der Dichter, welcher nur Lust und Scherz zu kennen schten, wenn man auf die Erzeugnisse seiner Muse blickt, war nicht frei von Leiden, dem gewöhnlichen Loos der Sterblichen, und wenige seiner Zeitgenossen oder Leser späterer Tage mochten, wenn sie die Meisterschaft seines Pinsels bewunderten, mit dem er die Charaktere der kreuztragenden Ehemänner zu malen ver-

stand, nur die entfernteste Ahnung haben, daß derselbe in die lebhaften Farben eigener bitterer Erfahrungen getaucht war, daß der Meister zuweilen sich selbst wie durch einen Spiegel kopirte. Denn nebst mancher Anekdote, die uns von der Miwelt aufbewahrt ist, mag uns auch nachfolgende authentische Begebenheit zeigen, daß das eheliche Leben für Molière eine Schule der Leiden war, daß ihm hier ohne, oft aber durch eigene Unvorsichtigkeit seine leichtsinnige Gattin Armande Béjart vielen Kummer bereitete und seine Ehre und guten Namen durch ihre Flatterhaftigkeit aufs Spiel setzte, zugleich aber allen geplagten Ehegatten den Trost gewähren, daß kein Geist so groß und kein Charakter so edel ist, der nicht auch seinerseits einen Tribut der menschlichen Gebrechlichkeit zahlen müßte. Zwar ist der Dichter nicht ganz von Schuld freizusprechen, indem er zu einer Zeit sich entschloß, zu heirathen, als er recht gut seiner Frau Vater seyn und er unmöglich sich in gänzlicher Unbekanntheit über ihr früheres Leben und ihre galanten Abenteuer befinden konnte; aber von Anklagen ähnlicher Art werden sich wenige Männer reinigen können, und so viel Theilnahme uns auch der große Mann einflößt, möchte der Stoff leicht ein so dramatisches Interesse haben, daß wir nicht dafür stehen, Madame Pseudo-Molière nächstens auf der Bühne mit Erfolg aufgeführt zu sehen, wenigstens wäre es nicht das erste Sujet, das seinen Ursprung auf Asien, oder Gerichts-Verhandlungen zurückzuführen hätte. Doch zur Sache.

Bühnen-Talent, Geist und Schönheit machten Madame Molière zu einer der berühmtesten Schauspielerinnen ihrer Zeit. Auch die Jünger Thaliens feierten unter Ludwig XIV. ihr goldenes Zeitalter, und nicht nur gingen angefehene Hofleute aller Art mit ihnen auf dem vertraulichsten Fuße um, sondern selbst die unmittelbaren Günstlinge des den Muses holden Königs setzten eine vorzügliche Ehre darein, unter die Hausfreunde Molières gezählt zu werden. Vornehmlich war seine Frau die Sonne, um welche sich ein ganzes Planetarium von wandelnden Anbetern drehte und mit alt-Parsischer Andacht in ihr das Gesicht des Tages verehrte; allein so groß auch die Schaar ihrer Verehrer war und so sehr sie sich in deren Huldigungen gefallen mochte, konnte man von keinem sagen, daß er in einem besondern vertrauten Verhältnis zu ihr stände. In ein solches zu treten, beschloß Herr de Lorny, ein Edelmann aus der Provinz. Leidenschaftlich verliebt in die Schauspielerin, welche er auf dem Theater gesehen hatte, gab er sich alle mögliche Mühe, in dem Hause Molière's Zutritt zu erhalten. Allein das war ein Ding der Unmöglichkeit; denn unter der dreifachen Last des Dichters, Direktors und Schauspielers seufzend, führte Molière ein eingezogenes Leben, und alle Versuche des Herrn de Lorny, in eine nähere Verbindung oder wenigstens Bekanntheit mit ihm zu treten, scheiterten gänzlich an Molière's Ungastlichkeit. Aber in seinem gesunkenen Muth durch die Erzählungen von dem Leichtsinne und Unbestand der Gattin angefeuert, fakte er einen argen Gedanken und nahm seine Zuflucht zu einem Auskunfts-Mittel, das, je weniger es ehrenvoll war, ihn desto sicherer ans Ziel führen mußte, wenn anders die Leute die Wahrheit redeten. Eine Gelegenheitsmacherin, la Ledour genannt, genos zur Zeit eines großen Rufes der Geschicklichkeit und Verschwiegenheit in ihrem Fache, und sein Plan lief darauf hinaus, sich dieser zu entdecken und durch sie zu der gewünschten Zusammenkunft mit seiner Angebeteten zu gelangen. Herr de Lorny war reich, und als er seinen Entschluß, kein Opfer zu scheuen, kundgab, unterzog sich die la Ledour mit Freuden dem Auftrage, der für ihr Gewerbe gleich einträglich als ehrenvoll war. Um aber sicher zu gehen, ließ sie sich „für unvorhergesehene Fälle“, wie sie sagte, eine Summe von 1000 Louisd'or einhändigen, des Erfolges ihrer Schritte desto gewisser zu seyn.

Von nun an beschäftigte sie einzig der Gedanke, sich in den Besitz dieser Summe zu bringen, und verleitete sie zu folgender verwegenen That. Wie zu allen Zeiten, barg Paris auch damals eine ansehnliche Zahl vornehmer Bühlerinnen in seinen Mauern, deren manche eine auffallende Aehnlichkeit mit Madame Molière hatte, aber keine in so hohem Grade als eine gewisse la Dourelle, die zwar etwas älter, sonst aber ihr sprechend ähnlich war in Gestalt, Haltung und Zügen. Sie hatte genau ihren feurigen Blick, den stolzen Zug um den Mund, den vollen, eindringlichen Ton ihrer Stimme. La Dourelle gab ohne Zögern, sobald sie wußte, um was es sich handelte, ihre Einwilligung, die Rolle der Madame Molière, welche sie öfters im Theater gesehen hatte, zu spielen und es nicht an der nöthigen Mühe fehlen zu lassen, ihr Vorbild zu erreichen und Herrn de Lorny so lange zu täuschen, bis seine arglose Neigung sich in Zeichen einer verschwenderischen Freigebigkeit offenbarte. — Indes zeigte sich der verliebte Provinziale mit jedem Tage ungeduldiger, wurde aber von der schlaun la Ledour, die sich weislich hütete, ihr leichtes Spiel merken zu lassen, mit Hoffnungen hingehalten, wobei sie es an der Schilderung aller obwaltenden Schwierigkeiten nicht fehlen ließ und ihm Vorsicht und Verschwiegenheit, als die einzigen Mittel des Gelingens, auf das nachdrücklichste anempfahl. Nach dem sie ihn auf diese Weise ungefähr vier Wochen hingehalten und seine Ungeduld aufs höchste gesteigert hatte, kam sie eines Tages mit freudigen Mienen und der Meldung zu ihm, daß ihre Beredsamkeit endlich über die Bedenklichkeiten der Schauspielerin den Sieg davongetragen hätte, das Geschenk des Herrn de Lorny angenommen und er selbst für den nächsten Tag zu einem Streifzuge in einem sicheren und abgelegenen Hause eingeladen wäre. Der überraschte de Lorny ließ es an Beweisen seiner Erkenntlichkeit nicht fehlen, und seine Freude konnte keine

\*) Ein Pud Roggenmehl kostet dort 18 Rubel, ein Storf Bruchbranntwein 25 Rubel.

\*\*) Parfa heißt ein als Hemd zugeschnittener Pelz von Kennthierfell. Die Sibirjaken machen ihn doppelt, Fell nach Außen und nach Innen, mit einem Capuchon und einem Paar Handschuhen, Alles in einem Stück. Die Jakuten und Samtschadalen tragen ihn immer einfach und das Fell nach Innen. Um ihn gegen Kälte zu schützen, wird er mit Erlenerinde durchzogen: er wird mit Erde ausgefüllt und mit Sobel besetzt.

\*\*\* In allen Orten, wo man Hunde zum Reitertransport braucht, wird kein Vieh gehalten, nicht, weil es unmöglich ist, sondern der Hunde wegen, die Pferde und Kühe in Stücke reißen. In Dschost gehört eine Kage sogar zu den Seltenheiten. (Nun. des Verfassers.)

†) Aus den Chroniques du Palais-de-Justice, von Horace Ralston.

Gränzen, als er zur verabredeten Stunde die Dirne in verführerischem Negligee und verschleiertem Gesichte ankommen sah, als fürchtete sie eine unwillkommene Erkennung. La Tourelle spielte ihre Rolle meisterhaft, ahmte das Hüfteln, das gezierte Wesen, die herrliche Miene und die vornehmen Phrasen der Künstlerin nach, sprach in übertriebenen Ausdrücken von der Anstrengung, welche ihr die Rolle der Circe, eines gerade Furor machenden Stückes, kostete, und wußte ihre unbegreifliche Nachsicht nicht hoch genug anzuschlagen, in ein Haus sich begeben zu haben, dessen Abgelegenheit allein ihre Leute auf einen schlimmen Verdacht bringen könnte. Ein weit Geübterer als der Provinziale wäre in dieser Schlinge gefangen worden, und de Lorny ließ es nicht an Bekehrungen seiner gränzenlosen Liebe fehlen und drang in sie, ein Geschenk als Unterpand derselben von ihm anzunehmen. La Tourelle spielte die Delikate; sie wollte sich zu keinem anderen als zu einem von ganz geringem Werthe verstehen, und erklärte sich endlich nach einem reizenden Widerstande bereit, bei dem Juwelier Monot auf dem Quai des Orfèvres ein diamantenes Halsband auszuwählen, das mit 8200 Livres zu bezahlen der überfällige de Lorny sich glücklich schätzte. Von nun an folgten sich die galanten Abenteuer regelmäßig; de Lorny hatte seiner Geliebten das Versprechen geben müssen, im Theater nie ein Wort an sie zu richten, um der hellsehenden Eifersucht ihres Mannes und der lauernden Scheelsucht ihrer Kunst-Genossinnen, die ohnedies auf jeden ihrer Siege ein neidisches Auge hätten, zu entgehen. De Lorny ging nach wie vor eifrig ins Theater, so oft sie in einem Stücke auftrat, bewunderte und beklatschte sein Idol mit dem Gefühl der seligen Befriedigung, unter all' den huldigenden Männern der nächste ihrem Herzen zu seyn, fühlte aber nie den Drieb, das Gesetz, welches ihm als Bedingung ihres Glückes auferlegt war, im Mindesten zu brechen.

Zwei ganzer Monate blieb der Himmel dieser Liebe ohne Wolken, bis die Buhlerin ihn zuerst aus seinem Rauche weckte durch eine Vernachlässigung, die sie schwer büßen sollte. Ihre Zusammenkünfte fanden in dem Hause der la Ledour statt; la Tourelle ließ regelmäßig auf sich warten, einst aber blieb sie ganz aus. Anfangs harrte de Lorny mit Geduld, dann, als sie nicht kam, mit Unruhe, endlich mit übler Laune, und da inzwischen die Stunde des Schauspiels gekommen war, beschloß er, ungeachtet la Ledour durch dringende Bitten ihn von seinem Vorhaben zurückzubringen bemüht war, der ihm unbekanntes Vorstellung beizuwohnen. Die Comédie-Française gab damals ihre Piecen im Hotel Guénégaud; eilig schlug er den Weg dahin ein, fand die Vorstellung schon begonnen und nahm seinen Platz in der Proszeniums-Loge. Der erste Gegenstand, den sein suchendes Auge auf der Bühne entdeckte, war Madame Molière in dem reichen und geschmackvollen Kostüm der Circe. Niemals war sie ihm so schön erschienen; er war gekommen, ihr Vorwürfe zu machen, aber sein entzücktes Herz zwang ihn, als sie, die Scene verlassend, an ihm vorbeistrich, in die Worte auszubrechen: „Sie sind anbetungswürdiger als jemals; hätte ich noch ein Herz zu verschenken, o, es müßte heute zu Ihren Füßen liegen.“ An fade Lobeserhebungen der Art gewöhnt, hielt die Schauspielerin seinen Sermon nicht weiter der Beachtung werth, und obgleich er sie zärtlich ansah, sie mit halblauter Stimme rief und die ihnen Beiden nur verständliche Finger-Sprache in Anwendung brachte, so vermochte dies Alles ihm auch nicht einen Blick oder nur ein Zeichen zu gewinnen, daß seine Anwesenheit bemerkt worden wäre; sie kokettirte eine Sprödigkeit, die ihn zur Verzweiflung brachte. Diese Aufgabe ging über seine Kräfte, ein solches Benehmen nach den Vorfällen des Tages, es war unverzeihlich. Kaum ist der Vorhang gefallen, geht er geraden Weges auf die Loge zu, wo Madame Molière eben im Umkleiden begriffen war, öffnet voll Wuth und Verwirrung gewaltsam die Thür, ungeduldig, die Ursache einer solchen Gleichgültigkeit zu erfahren. Die Schauspielerin war allein mit ihrer Zose; nie hatte sie diesen Mann gesehen und war daher nicht wenig erstaunt, als mit erhistem Angesichte, zornfunkelndem Auge und im ganzen Aeußeren mit den Zeichen heftiger Aufregung sich ein Fremder in den Hintergrund der Loge setz, ohne ein Wort der Entschuldigung, der Höflichkeit oder der Erklärung von sich zu geben. Madame Molière war von Natur gebieterisch; sie ging lebhaft auf ihn zu und gab ihm mit einer würdevollen, theatralischen Geste zu verstehen, die Loge zu räumen, während die Zose die Thür öffnete, um nach Hülfe zu rufen. Der Zorn des Herrn de Lorny, den er so lange unterdrückt hatte, kannte keine Gränzen; mit Bitterkeit warf er ihr ihre Rücksichtslosigkeit, ihren Unbestand und Ver-rath vor. Die Dame war bestürzt, hielt ihn anfangs für närrisch, aber sein von Schmerz bewegtes Gesicht, seine treuherzigen Geständnisse und aufrichtigen Thränen brachten sie schnell auf den Gedanken eines obwaltenden Betrugers und ließen sie voll Ernstes an ihn die Frage richten, ob er sie wirklich kenne, und was für eine Bewandniß es mit den geheimen Zusammenkünften habe, die sie muthwillig veräußert, sie, die ihn jetzt zum ersten Mal sehe und lauter Räthsel aus seinem Munde höre, die zu lösen sie nicht Scharfsinn genug besitze. Diese Worte verfehlten gänzlich ihre Wirkung auf ihn, sie machten ihn noch bitterer und beleidigender in seinen Aeußerungen. Er ließ sich in Beschuldigungen und Klagen aus, gab ihr eine kurze Schilderung ihres bisherigen Verhältnisses, nannte endlich die Personen und Orte, wo sie

sich gesehen, um ihr die Treulosigkeit einer Frau anschaulich zu machen, welcher er Alles geopfert habe. Dies war mehr, als Madame Molière ertragen konnte, sie glühte vor Unwillen und wollte den Mann verhaften lassen. Eben näherte sie sich, ihn zu fassen, als er die Gelegenheit wahrnahm und ihr gewaltsam das Halsband entriß, welches sie in der Hand hielt, indem er es in der Aufregung für sein Geschenk ansah, obgleich es lange nicht so werthvoll war. Auf ihren Hüfleruf eilten die im Theater aufgestellten Wachen herbei, schlossen die Thüren, bemächtigten sich des Thäters und brachten ihn unter guter Bedeckung ins Gefängniß. Inzwischen war er seines Zornes in so weit Herr geworden, daß er eine vernünftige Erklärung des Vorfalles von sich geben konnte.

Madame Molière wurde klagbar, ihr Mann selbst betrieb die Sache mit großem Eifer und verlangte wegen der seinem Hause angethanen Beschimpfung und Gewalt von Herrn de Lorny beträchtlichen Schaden-Ersatz. Der Prozeß wurde im Châtelet\*) geführt; aber die verleumderischen Accusen hatten gleich von Anfang eine skandalöse Geschichte verbreitet, in der sie ihre beneidete Feindin eine ganz empfindende Rolle spielen ließen. Die Aussage des Juweliers, welcher in ihr die Person wollte wieder-erkannt haben, die ihm das Halsband abgekauft hatte, bildete die Grundlage der Fabel. Zum Glück für die Tiefgekränkte blieben die Nachsichungen, die man in der Hauptstadt anstellte, nicht ohne Erfolg; man wurde der la Ledour, welche, kaum daß die Sache ruckbar geworden war, sich sorgfältig versteckt hatte, habhaft und brachte sie schon im ersten Verhör zu dem Geständniß, Herrn de Lorny die Bekanntschaft eines Mädchens, Namens la Tourelle, verschafft zu haben, die er für die Gattin des Direktors gehalten hätte. Als bald wurde die Buhlerin, welche ihre Aufgabe so geschickt zu lösen wußte, selbst verhaftet und den Verleumdungen gegen den guten Namen der schönen Künstlerin ein Ende gemacht. Der Prozeß mußte unter diesen Umständen einen schnellen Gang nehmen, da die Verklagten Alles eingestanden; Molière, der froh war, die Ehre seiner Frau auf eine befriedigende Weise gerettet zu sehen, wollte die Schuldigen mit Nachsicht behandelt wissen, aber jene bestand auf die ganze Strenge des Gesetzes, und nachdem die Akten geschlossen und verlesen waren, wurden die beiden Intrigantinnen vor dem Komödienhause an den Pranger gestellt.

## Mannigfaltiges.

— Italienische Aufgaben für Künstler. Die Akademie von Mailand hat für das Jahr 1839 folgende Preise ausgesetzt: in der Architektur, einen Preis von 60 Zecchinen für den besten Plan zu einem reichen Sommerpalast; in der Malerei, einen Preis von 120 Zecchinen für ein Gemälde: „Alexander, der die Arznei in Gegenwart des angeklagten Arztes herunterschlüßft“; in der Skulptur, einen Preis von 40 Zecchinen für ein Basrelief: „Achilles, die Gesandten entlassend, die vergebens sich bemüht hatten, ihn mit Agamemnon auszuföhnen“; in der Kupferstecherkunst, einen Preis von 30 Zecchinen für den Stich eines bekannten guten Werkes, von dem bisher noch kein gelungenes Kupfer existirt; in der Figurenzeichnung, ein Preis von 30 Zecchinen für die Zeichnung: „Heinrich Dandolo in der St. Markuskirche von Venedig, bevor er zu den Kreuzrittern sich begiebt“; in der Ornamentenzeichnung, einen Preis von 20 Zecchinen für die reiche Dekorirung einer Nische mit einer Badewanne.

— Molière, Deutsch. Das Unternehmen einer vollständigen Deutschen Uebersetzung dieses Dichters, wovon wir bereits in Nr. 153 des Magazins vom vorigen Jahre eine Anzeige gemacht\*\*), ist in kürzerer Zeit beendigt worden, als wir erwarteten, denn es liegt uns schon die letzte Lieferung vor, welche unter Anderem die berühmten Lustspiele „George Dandin“ (übersetzt von L. Lar), „die gelehrten Frauen“ (übersetzt von D. L. B. Wolff) und den „Amphitryon“ — die Götterpöffe, deren Titel die heutige französische Bezeichnung für jeden Wirth am gastlichen Tische hergegeben — (übersetzt von Martin Kunkel) enthält. So verschiedenartig auch die Talente sind, die sich zu diesem Unternehmen vereinigt, ist doch eine gewisse Einheit der Bearbeitung nicht zu verkennen, was wohl hauptsächlich der ordnenden Hand des Herausgebers zu verdanken ist. Die Uebersetzungen der in Prosa geschriebenen Lustspiele lassen sich allerdings mit größerer Leichtigkeit lesen, als die versifizirten, doch haben die Bearbeiter das Ihrige gethan, um den Französischen Alexandriner, für dessen Wohlklang Deutsche Leser jetzt gar kein Ohr mehr besitzen, so erträglich zu machen, als es die Treue der Bearbeitung gestattete. Wir können das ganze Unternehmen nur empfehlen und zweifeln nicht, daß, falls Molière's Ruf eine zweite Auflage nothwendig machen sollte, dann gewiß auch noch manche Härten, die die erste darbietet, ausgemerzt werden dürften.

\*) d. h. dem kleinen Schloß, das eigentlich le grand hieß und ehemals zur Haltung gewisser Gerichte diente; das andere, le petit, ist ein Gefängniß.  
\*\*) Molière's sammtliche Werke. Uebersetzt von L. Braumfels, F. Demmler, E. Duller, B. v. Ludemann, M. Kunkel, H. Niehoff, E. Weyden, D. L. B. Wolff, L. Lar u. A. Herausgegeben von Louis Lar. Nachen, J. A. Mayer, 1838.